

Gedanken zur Eröffnung der Fotoausstellung 25 Jahre Friedliche Revolution

21. Oktober Landeszentrale für Politische Bildung

Ich danke den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Landeszentrale für politische Bildung unter Leitung von Martina Weyrauch für die Möglichkeit, heute hier zur Eröffnung der Ausstellung von Klaus D. Fahlbusch und Rainer F. Steußloff ein paar Worte sagen zu dürfen.

Ich möchte mich im Rahmen der hier gezeigten Fotografien gerne an ein paar „Schlaglichter“ aus dem Wendejahr 1989 gemeinsam mit Ihnen erinnern.

Wir wollten eigentlich nicht weg. Die DDR war unser Zuhause, nicht als Staatsform sondern als Heimat. Städte und Dörfer als unsere vertraute Umgebung, in der wir groß geworden sind, als Duft, als Farbe, als Geräusch, als Freundeskreis uns lieber Menschen. Mit dem Verfall der baulichen Substanz sind wir groß geworden. Das, was nicht so verfallen war, war größtenteils erst nach dem Krieg errichtet worden. Auf vielen innerstädtischen Flächen, auf denen neu gebaut worden war, sind unsere Eltern noch durch Kriegstrümmerwüsten gelaufen. Diese Aufbauleistung ist für uns kaum vorstellbar. Wir wollten nicht weg, aber es schien dann vielen doch der einzige Weg, die Einschränkungen der DDR hinter sich lassen zu können.

Wir sollten einmal versuchen, uns frei vom zwischenzeitlich erlangten Wissen über den Lauf der Geschichte in das Jahr 1989 zurück zu versetzen. Wir neigen dazu, Geschichte im Nachhinein zu verklären, weil wir den Fortgang schon erlebt haben. In mancherlei Hinsicht ist es ja gut, dass wir `89 den Fortgang noch nicht wussten und auch in der Dimension nicht ahnten, was auf Seiten der Staatsmacht vorbereitet war, um dem Spuk des gewaltlosen Aufbegehrens ein Ende zu setzen. Hätten wir so gehandelt, wie wir gehandelt haben, wenn wir gewusst hätten, dass die Pläne für die Lager schon bereit liegen?

Wir haben so etwas nur geahnt. Und genau wegen dieser Ahnung hat ja meist nur einer aus der Familie immer alle Aufrufe unterschrieben, der andere Partner nichts. Nicht, weil sie oder er anderer Meinung war, sondern in der Hoffnung, dass der Staat aufgrund der

nicht vorhandenen Unterschriften kein Machtmittel in der Hand hat, gleich beide Partner zu verhaften.

Vollmachten zur Betreuung der Kinder wurden hinterlegt oder es wurde zumindest darüber gesprochen, wie man im Falle der Verhaftung verhindern möchte, dass die Kinder in Heime kommen oder gar zwangsadoptiert würden. Aber, was haben wir damals gewusst, von Heimen wie Torgau von brutalen Trennungen von Familien? Wenn wir damals alles gewusst hätten, was uns die Dokumente der Staatssicherheit inzwischen offenbart haben, wäre die Wende wohl nicht so friedlich verlaufen.

Wir haben aus unserer noch ge- und erlebten eigenen Erfahrungen in der DDR eine hohe Verantwortung, unseren Kindern und Enkeln den Segen des Friedens und der Demokratie als höchstes Gut zu vermitteln. Unsere Kindeskindern sollen ohne Traumatisierung und Angst aufwachsen dürfen.

Wie unbemerkt sich Traumatisierungen in Kinderseelen schleichen, habe ich in der Nacht nach dem 7. Oktober 1989 erlebt. Am 7. Oktober `89 haben wir im Kulturbundhaus, organisiert von ARGUS, der Arbeitsgemeinschaft Umweltschutz und Stadtgestaltung, mit Umweltgruppen aus der ganzen DDR zusammengesessen und eine der vielen Resolutionen dieser Tage verfasst. Die Veranstaltung ging zu Ende, ich nach Hause zu Frau und Kindern und gemeinsam gingen wir noch zum Spaziergang in die Stadt. Wir kamen dazu, als die Polizei dabei war, die Demonstration, die sich an diesem Tag auf der Brandenburger Straße gebildet hatte, einzukesseln. Wir sahen die bedrohliche Kette der Polizei mit Helm, Schild und Schlagstöcken in der Friedrich-Ebert-Straße also sozusagen von hinten und drehten um. In der darauf folgenden Nacht schrie unsere damals fünfjährige Tochter Marie im Traum und wachte schweißnass auf. Auf die Frage, was sie denn geträumt hat, antwortete sie, dass sie geträumt hat, „dass die Polizei gekommen ist und die Mutti geholt hat“.

Unser Denken, unsere Gespräche zu Hause und mit Freunden hatten sich also schon so als bedrohliche Ausgangssituation in die kleine Kinderseele gesetzt, dass eine unterschwellige Angst um die Eltern entstanden war, die durch das erstmals gesehene Bild der Polizeikette nun zum Ausbruch kam. An dem Tag haben wir zum ersten Mal

ernsthaft darüber nachgedacht, auch den Weg über Ungarn oder die Botschaften in Prag und Warschau in den Westen zu gehen. Glücklicherweise war ja dann schon einen Monat später die Mauer gefallen.

Was kann die DDR dankbar sein, dass es noch keine mediale Vernetzung in dem Umfang gab, wie es sie heute gibt. Den 40. Jahrestag hätte sie wohl nicht erlebt. Und um so mehr ist es ein Phänomen, dass zum gleichen Zeitpunkt von Rostock bis Suhl, von Frankfurt (Oder) bis Wittenberge überall das Maß der Bereitschaft zur Erduldung staatlicher Allmacht zum Überlaufen voll war. Wir haben hier in Potsdam 1989 im April im Kulturbundhaus, im Juni beim ersten Pfingstbergfest und wie gesagt am 7. Oktober Treffen von Umweltgruppen und Initiativen aus der ganzen DDR organisiert. Und es gab diese Gruppen überall - zum großen Teil auch unter dem Mantel des Kulturbundes.

„Wer sich kümmert, kennt sich.“ Jeder von uns kannte Menschen in anderen Teilen der Republik, Familienmitglieder, Freunde, ehemalige Studienkommilitonen, bei denen man sich sicher war „in einem Geist“ zu handeln. Auch das Telefonieren war noch nicht so selbstverständlich wie heute, schlicht, weil nicht so viele zu Hause ein Telefon hatten.

Oder fragen wir doch mal unsere Kinder, ob sie wissen, was ein Telegramm ist. Sie können nur staunen über die Kommunikation, die wir noch in den 80er Jahren mit unseren Eltern hatten. Z.B.: Eine Postkarte abgeschickt am Montag mit dem Inhalt: „Komme am Freitag um 20.30 mit dem Zug aus ... in Rostock an. Könnt Ihr mich bitte abholen?“ - und es hat funktioniert!

Heute schreiben wir uns E-Mails und werden schon unruhig, wenn wir nicht innerhalb von Stunden eine Eingangsbestätigung oder möglichst sogar eine Antwort haben.

Uns fehlte damals oft die Zeit zum Dokumentieren und ehrlich gesagt, war uns wohl auch noch gar nicht die Dimension des geschehenden Umbruchs und die Notwendigkeit einer authentischen Dokumentation bewusst. Umso dankbarer können wir sein, dass es Menschen gab, die diese Zeit in Bildern festgehalten haben.

Auch Kalender sind meist schlechte Partner der Erinnerung aus dieser Zeit, denn auch darin haben wir nicht alles festgehalten und aufgeschrieben, denn es lag in der Luft, dass die Stasi sich Zugriff verschafft oder nach eventueller Verhaftung, die Kalendereinträge und Notizen Fallen für Freunde und Familie werden können. Wie böartig geschickt die Stasi vorging haben wir ja auch erst im vollen Umfang nach dem Fall der Mauer erfahren, als in den Akten die Zeugnisse von Wohnungsdurchsuchungen, die Abzüge von heimlich installierten Kameras oder die Tondokumente von versteckten Wanzen auftauchten.

Aber auch so Belangloses fand sich in den Akten wieder: Mein Freund Jörg F. fand den kompletten liebevollen Briefwechsel mit seiner Großmutter im Westen in seiner Stasiakte. Mein Schwiegervater fand die abgelichteten Inhaltsverzeichnisse sämtlicher Westpakete in seiner Akte wieder. Und oft genug wurde wohl auch nur irgendetwas aufgeschrieben, um etwas aufgeschrieben zu haben. Und trotzdem ist der Wahrheitsgehalt von Aufzeichnungen der Staatssicherheit zu hinterfragen. Fotografien allerdings, Bild- und Tonmitschnitte sind authentische Zeugnisse.

Es ist für die Aufarbeitung der Potsdamer Wendejahre eine Tragik, dass die Vernichtung des 1989 aktuell auf den Schreibtischen der Stasi liegenden Aktenbestandes in Potsdam von eben dieser vor der Besetzung der Gebäude durch die Bürger so konsequent vorgenommen wurde: Nicht nur zerrissen oder geschreddert, nein, auch noch intensiv geschlemmt, lagen die Akten als meterhohe Wälle auf den Höfen der Zentrale in der Hegelallee und an der Villa Kampfmeyer nahe der Glienicker Brücke. Dadurch ist viel der Potsdamer Wendedokumentation verlorengegangen.

Heute wird permanent Bildmaterial gepostet, allgegenwärtig sind Handyfotos. Unsere Erinnerung wird nicht mehr in Tagebüchern sondern in den Fotospeichern unserer Handys und digitalen Kameras abgespeichert. Dabei werden Erinnerungen namenlos. Wir wissen noch, dass wir „Tante Hilde“ oder „Kollegen Schmidt“ fotografiert haben, wenn unsere Kinder die Bilder einmal sichten, können wir froh sein, wenn sie noch wissen, dass es eine Tante oder ein Kollege war, die Enkel werden nur noch Situationen anhand der Bilder erahnen können. Da waren Tagebücher oder schriftliche Reisetagebücher doch genauer. In ihnen wurden die Namen und Orte aufgeschrieben, Werte der

momentanen Eindrücke konkreter identifiziert.

Wer in der ehemaligen DDR fotografierte, lief Gefahr, verhaftet zu werden. Der „Wessi“ wegen Spionage, der „Ossi“ wegen staatsfeindlicher Tätigkeit. Beide wurden beäugt, wenn sie fotografierten.

Was fühlten wir denn zu DDR-Zeiten, wenn wir auf der Straße fotografiert wurden? Wer fotografiert mich, mein Haus, meinen Trabant denn da? Ist es wirklich der Hobby- oder Profifotograf oder ist es die Staatssicherheit? Wenn er erzählt, er ist aus dem Westen, ist er es wirklich? Und wie fühlten wir uns, wenn wir selbst die Kamera in der Hand hielten? Wir müssen uns daran erinnern, dass wir auch nicht einfach alles und jeden fotografieren durften. Bahnhofsgelände, Hafenanlagen, Betriebe ... die Skepsis der Staatssicherheit war unglaublich!

Es gab noch keine digitale Fotografie. Filmmaterial war teuer. UT18, der Diafilm für den Urlaub, da wurde genau kalkuliert, wie viele Filme man kaufte, wie viele Fotos man machen konnte. Es dauerte Tage bis Wochen, bis man die Filme dann nach dem Einschicken zum Entwickeln zurück bekam und dann begeistert oder enttäuscht die Ergebnisse sah. Wir waren uns relativ sicher, dass alle diese Aufnahmen Gefahr liefen, durch die Augen der Stasi zwischenbelichtet zu werden.

Die Schwarz/Weiß-Filme waren nicht so teuer und hatten einen besonderen Vorteil: Für das Entwickeln von Schwarz-Weiß-Filmen konnte man sich die Gerätschaften und Chemikalien auch selbst zusammenorganisieren. Wie viele solche eigenen Dunkelkammern hat es wohl gegeben? Die Dunkelkammern waren auch kleine Keimzellen des Umbruchs, denn hier wurde entwickelt und vervielfältigt, was nicht vorher die Zensur der Stasi durchlaufen hatte – es sei denn, sie hatte sich im Freundeskreis Zugang erschlichen... In den privaten Dunkelkammern der DDR, in Kellern und Hinterhäusern, zeitweise umgerüsteten Bädern, wurde Licht in das Dunkel des Unrechts gebracht.

Die Fotos die wir heute hier sehen können sind auch Zeugnisse ganz unterschiedlicher gesellschaftlicher Sozialisierung. Klaus Fahlbusch aus dem Osten, Rainer Steußloff aus

dem Westen. Und es ist spannend zu sehen, wie unterschiedlich die Blicke sich richten auf das, was 1989 zu sehen war, was „Neu“ war. Zum ersten Mal stellen die beiden seit kurz vor Wende 1989 befreundeten Fotografen hier gemeinsam aus.

Beide dokumentieren das jeweils für sie am meisten „Unfassbare“, das noch nicht Gesehene. Jeder fotografiert das für ihn Neue, das Bewegendste: Der eine im Schwerpunkt die LÖcher im Eisernen Vorhang, den Taumel der unerwartet schnell und so friedlich errungenen Freiheit, der andere den erlebbaren und sichtbaren Verfall.

Man hat beim Anblick der Fotos den Geruch der Zeit automatisch wieder in der Nase. Den Gestank des vom Zweitaktmotors des Trabis verbrannten Benzins erleben wir noch heute gelegentlich, wenn ein Trabi auf der Straße vor uns unterwegs ist. Den Smog, der über den Städten lag, wenn im Herbst der Nebel den Geruch der verbrennende Braunkohle aus den Ofenheizungen in die Straßen drückte haben wir im Alltag vergessen, würden aber sofort mit geschlossenen Augen wieder in diese Zeit zurückversetzt sein, wenn wir ihn „schnuppern“ würden. Es gibt wohl kaum einen ehemaligen DDR-Bürger, der den Duft vom Intershop nicht sofort erkennen würde. Der Geruch der Zeit kommt uns wieder in die Nase, wenn wir die Bilder aus der damaligen Zeit sehen.

Rainer Steußloff lichtet gebannt den Verfall ab, dokumentiert Lebensumstände, Hausfassaden, Straßen- und Lebensbilder, die er im Westen Deutschlands so kaum gefunden hätte. Reist unentwegt für seine kleine Bonner Agentur in den Osten und zurück. Es gab in den Archiven im Westen einfach kein Bildmaterial aus dem Osten. Datenwege via Internet gab es auch noch nicht. Die Filme wurden selbst transportiert und entwickelt oder mit Kurieren geschickt.

Es waren auch Glücksmomente für die Fotografen, denn die Verunsicherung durch den Mauerfall schaffte Freiräume zum Fotografieren und Zugang zu Orten, an die man vorher nie gekommen wäre.

Je mehr wir in den hier ausgestellten Bildern versinken, umso mehr Bilder kommen in unseren Köpfen wieder zu Tage. Je mehr wir darüber erzählen, umso mehr Bilder

erscheinen wieder vor unseren inneren Augen.

Diese Ausstellung ist eine wunderbare Anregung zu Erinnerung und zur Rückbesinnung. Bildhafter Ausdruck, warum wir heute so unendlich dankbar sein können.

Die Großeltern und Eltern haben vom Krieg erzählt – das war für uns so unendlich weit weg. Und doch leben wir jetzt schon 25 Jahre nach dem Mauerfall, das ist ein Zeitraum, der schon neun Jahre länger ist, als der zwischen Kriegsende und meiner Geburt.

Die Mauer, deren Fall wir feiern, stand „nur“ 28 Jahre – in drei Jahren sind wir genauso lange darüber weg, wir hinter ihr gefangen waren. Die Prägung die wir alle durch die Existenz der Mauer im Bewusstsein und Unterbewusstsein bekommen haben, wird weitaus länger nachwirken, als die Zeit ihrer Existenz angedauert hat.

Ich erlebe in tiefer Dankbarkeit, dass ich als Teil der ersten Generation, die ohne Kriegserfahrung aufwachsen durfte hier und heute bin. Meine Kinder sind noch in der DDR geboren, aber in Freiheit aufgewachsen. Meine Urgroßmutter, geboren 1879, als Kind von Eltern, die den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 erlebt hatten, war 35 Jahre alt, als der erste Weltkrieg ausbrach. Meine Großmutter, geboren 1901, war zu jenem Zeitpunkt ein Kind von 13 Jahren. Das Ende des ersten Weltkriegs war gerade 16 Jahre her, als meine Mutter 1934 geboren wurde. Fünf Jahre nach ihrer Geburt begann der zweite Weltkrieg. Ich wurde 14 Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkriegs geboren, und bin seit Generationen der erste, der keine eigene Traumatisierung durch Kriegserlebnisse, Hunger, Flucht, Vertreibung, oder Kriegsverlust von Angehörigen verarbeiten muss.

Welch Glück, gerade in diese Epoche der Entwicklung unseres Landes hineingeboren worden zu sein! Lassen Sie uns dieses Glück in Dankbarkeit teilen und alles dafür tun, dass dieses Glück auch unseren Kindern und Kindeskindern bewahrt bleiben möge.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Wieland Eschenburg

21. Oktober 2014